Der
Breslauische Erzähler.

Eine Wochenschrift.

18. Stück.

Den 16ten May 1807.

Erklärung des Kupfers.

Liegnitz.

Eine halbe Meile davon, und zwar von dem Dorfe Groß-Beckern betrachtet, durch welches die Parchwitzer Straße führt, zeigt dies Kupfer eine Abbildung dieser nicht unbeträchtlichen Stadt Schlesiens, deren sie umgebende Ebenen einst mehrmals ein Schauplatz des Blutvergießens waren.

Ihr äußeres Ansehen ist wegen der vielen Thürme schön und Meilen weit sichtbar. Von Beckern aus betrachtet sehen wir, so wie in der Abbildung, von den hervorstehendsten Gebäuden links die evangelische Petrikirche, mehr nach der Mitte, die zwei neben einander stehenden Thürme in der Jesuiterkirche. Ganz mitten, die evangelische, zu unsrer lieben Frauen mit einer nach Art der hiesigen Kreuzkirche auf dem Dohm gebauten Thurme, insgemein die Niederkirche genannt. Rechts, das Schloß nebst

dem hohen sehr alten Schloßthurme. Groß=Beckern giebt dem Bilde den Vordergrund.

Die Umgebungen der Stadt sind sehr angenehm und der Boden fruchtbar. Eine Menge der wohlschmeckendsten Gemüse, besonders aber Wurzelwerk liefert die hiesige sogenannte Kräuterei nicht blos für die Stadt, sondern für weit umliegende Oerter.

Die Beschreibung der Stadt, die man an mehrern Orten findet, gehört nicht hierher.

Die Gewalt der Vaterliebe.

(Eine wahre Geschichte.)

Der schreckliche Krieg war ausgebrochen, der in den nordamericanischen Staaten geführt wurde. Der biedere F., Besitzer eines kleinen Landguts in der Nähe einer Stadt, bei welcher anfangs mehrere Scharmützel vorfielen und die nachmals den unaufhörlichen Durchmärschen der feindlichen Krieger ausgesetzt war, hatte in wenigen Wochen sein ganzes Vermögen verlohren. In seinen jüngst erbauten Scheuern lagen noch vor Kurzem große Vorräthe von Getraide und Futter für das Vieh. Jetzt stand ein Theil derselben leer, ein Andrer von den Flammen verzehrt, lag in der Asche. Pferde, Kühe und Schaafe, vormals sein Reichthum, waren dahin. Nur eine einzige Kuh, die schlechteste unter allen, war ihm geblieben, und zwei Ziegen, die Gespielinnen seiner Kinder, die er in einem verborgnen Orte seiner Wohnung versteckt hatte. Eher, als alles dieß, hatte man ihm auch durch herumzie-

hende Marodeurs seine ganze Habseligkeiten, Kleider, Wäsche und eine nicht unbeträchtliche Summe von baarem Gelde geraubt, wodurch es ihm nun ganz unmöglich wurde, die fernern Lasten des fortdauernden Krieges zu tragen. Ein fürchterlicher Kampf begann in einer schlaflosen Nacht in seiner Seele, ob er seinem Leben plötzlich ein Ende machen, oder die Seinen in diesem schrecklichen Zustande, ohne Beistand und Hülfe, verlassen sollte. Er unterdrückte glücklich sowohl den einen, als den andern Gedanken, mit dem Entschluß so lang zu dulden, als es möglich wäre: als den Tag darauf von Seiten der Regierung die Aufforderung zu einer neuen ansehnlichen Getraide-Lieferung und Contribution an baarem Gelde unter Androhung executivischer Strafe an ihn erging. Für den guten F., ein Donnerschlag, der seine festesten Vorsätze erschütterte. Woher er dies alles auftreiben sollte, blieb ihm unbegreiflich. Alle seine begüterten Nachbaren arm, wie Er, waren nicht im Stande ihm zu helfen. Am meisten lag ihm das Wohl seiner Familie am Herzen. Das Vermögen seiner Gattin war schon vor dem Ausbruche des Krieges durch einen treulosen Freund, dem er es zum größten Theile geliehen hatte, verlohren gegangen. Er hatte vier Kinder, die ihm jetzt eben so viel Kummer verursachten, als er sonst die Lust seines Lebens in ihnen fand. Seine geschäftige Phantasie ließ ihn in der fernen Zukunft noch schrecklichere Scenen des Entsetzens erblicken, und alle Bilder des menschlichen Elends umlagerten, wie Furien, seine Seele, den guten Engel der Hoffnung zu verscheuchen, der bisher noch so freundlich

ihm zur Seite gestanden hatte. Er hielt ein solches Leben für schlimmer, als den Tod, und beschloß es zu enden in der Erwartung, daß man sich seines Weibes und seiner nun doppelt unglücklichen Kinder gewiß annehmen würde. Mit großer Schnelligkeit eilte er nun sein Vorhaben auszuführen. In einer Stunde lagen seine Papiere in Ordnung. Seine letzte Beschäftigung war ein Brief, den er an sein Weib schrieb, worin er von ihr Abschied nahm und ihr seinen Endschluß berichtete. Jetzt gieng er hinaus um seine Kinder noch einmal zu sehen. Sie spielten im Hofraume, und eben da er hinabsieht, thut eines von ihnen zufällig einen Fall und verwundet sich. Dieses scheinbare Ohngefähr führt ihn unerwartet von seinem schrecklichen Vorhaben zurück. Die Vorstellung, daß er Vater sey, daß er die Seinen retten müsse, daß er sie nicht verlassen dürfe, erwacht so lebhaft in seiner nur mit dem Gedanken des Todes bisher beschäftigten Seele, daß er nichts denkt, nichts sieht, als seine Kinder und im Augenblicke hinabfliegt, um dem Gefallnen zu helfen. Das Geräusch, das er im Hinabgehen macht und das Geschrey des Kindes führt die Hausfrau in das Wohnzimmer der Familie. Aber wie erschrickt sie, als sie in demselben nicht ihren Gatten, sondern einen schwarzgesiegelten Brief findet, welcher die schreckliche Nachricht für sie enthält, daß sie noch heut eine Wittwe mit vier verlaßnen Waisen werden sollte! Sie sinkt vor Schrecken fast zu Boden. Allein im nächsten Augenblick tritt ihr Gatte mit dem verwundeten Kinde ein. Sie zittert von neuem, da dieses mit einem kläglichen Jammergeschrey und einer blutigen

Stirne

Stirne auf sie zueilt. Doch kaum verständigen sich Beide, so beginnt eine feyerliche, rührende Scene, die alle Guten wieder mit dem unglücklichen F. aussöhnen muß. Der edle und gerührte Gatte fällt seinem Weibe bittend in die Arme und verspricht das Elend des Lebens so lange mit den Seinigen zu theilen und zu tragen, bis ihn ein günstigeres Schicksal wieder aufrichten wird.

Die Stunde seiner Rettung war auch nicht fern. Der —sche Offizier, der auf Execution zu ihm gelegt wurde, war ein edler Mann, der dem commandirenden Chef seines Corps, welcher die Contributionen eintrieb, eine getreue Schilderung der den guten F. betroffenen Unglücksfälle entwarf und die Erlassung der ihm auferlegten Summe bewirkte. Nach wenigen Wochen erscholl auch der frohe Ruf des geschloßnen Friedens, der dem Jammer des Krieges plötzlich ein Ende machte. Endlich kehrte auch derjenige zu seiner Pflicht zurück, dem F. den größten Theil des Vermögens seines Weibes geliehen hatte, wodurch sich die bisher unglückliche Familie von allen Sorgen befreite, die seit einiger Zeit den Tag ihres Lebens verdunkelten.

Zur Cultur-Geschichte Breslau's.

(Aus einer landesherrlichen Verordnung vom Jahre 1539.)

Wir Ferdinand rc. — — derowegen setzen, meinen und wollen wir aus Königl. Römischer, Hungarischer, Böhmischer Macht unangesehen daß Sachsen Recht und alle Gewohnheit der Handwerker, daß hin-

hinführo in unsrer Stadt Breßlau die Kinder im Fündelhause, oder sonsten, so nicht im Rechten Ehebette gebohren, sich zu Handwerkern wollen gebrauchen lassen, das sie von männiglich zur Lernung aufgenommen und gefördert, jedoch nicht, daß dieselbe ihr Lebenlang bei Handwerkern Gesellenweise und als Stückwerker und zu keinem Meister sollen gelassen werden, die aber so nachmals durch folgende Ehe geehlicht werden, die mögen zu Meistern gemacht werden. Datum Breßlau den 16. Juny A. R. 1539."

Wie lange ward doch diese menschenfreundliche Verordnung nicht befolgt! — Sie ist eine der ältesten dieser Art, die man bisher gefunden hat.

Andreas Dudith.

(Fortsetzung.)

Bald nach seiner Verheirathung hatte Dudith das polnische Incolat (in Polen: Indigenat) erhalten. Dieses Vorrechts zu Folge erkaufte er sich theils von den Ersparnissen seiner vormaligen geistlichen Pfründen und Aemter, theils von dem nicht unbeträchtlichen Vermögen seiner Frau die in Großpohlen liegende Stadt Schmiegel, nahe an der Schlesischen Grenze, in der er einen großen Theil des Jahres gewöhnlich zubrachte und von hier und von Cracau aus mit den gelehrtesten und berühmtesten Männern einen beständigen Briefwechsel unterhielt. Einer seiner vertrautesten Freunde war der in diesen Blättern schon erwähnte Crato von Krafftheim,

heim, an welchen von ihm noch viele Briefe in der auf der Elisabetanischen Bibliothek vorhandnen Sammlung seiner Papiere vorhanden sind. Diesem verschwieg er keinen wichtigen Schritt seines Lebens und berichtete ihm mit aller Offenheit eines Freundes die Gründe, die ihn zu seinen oft seltsam scheinenden Unternehmungen bewogen.

Dudith blieb eine kurze Zeit Wittwer und heirathete zum zweitenmal. Es war abermals eine polnische adliche Dame Elisabet Sborowia, eine Schönheit, um welche die angesehnsten Woiwoden und Starosten Polens gebuhlt hatten, die ihn fesselte. Seine Verbindung mit ihr geschah im Jahre 1579. Er lebte an ihrer Seite in der vergnügtesten Ehe bis an seinen Tod und ward von neuem Vater von einigen Kindern.

In Polen entstanden um diese Zeit eine Reihe von Unruhen, in welche Dudith bald mehr, bald minder verwickelt wurde. Nach dem Tode Sigismund August, Königs von Polen, wünschte Kaiser Maximilian II, daß man entweder ihm selbst oder wenigstens seinem Prinzen, dem Erzherzog Ernst von Oestreich die polnische Krone ertheilen möchte. Er sandte zu dem Ende eine ausserordentliche Gesandschaft auf den Wahltag, die unter Dudiths Vorsitze das Interesse seines Hauses befördern sollte. Allein der Kaiser erreichte nicht seine Absicht. Man wählte einen französischen Prinzen, den Bruder Carls IX, Königs von Frankreich, den Herzog von Anjou, Heinrich von Valese, zum Könige von Polen mit der Bedingung, eine Prinzeßin Anna, den letzten Zweig des Jagellonischen Stammes

mes, zu heirathen. Der Herzog erschien in Polen und trat die Regierung an, verließ aber nicht lange darauf sein Reich, da sein Bruder in Frankreich gestorben war und er das nächste Recht auf den erledigten Thron eines französischen Königs hatte. Die Art, wie er dies that, bewog die polnischen Stände zu einer neuen Wahl. Dudith war von neuem für das Beste seines Hofes besorgt, den erwähnten Erzherzog Ernst oder den Kaiser selbst zum Könige von Polen zu erheben: allein auch diesmal war er unglücklich, seine Absichten zu verfehlen. Die Wahl traf den mächtigen Bathori, dessen Anhang in Polen sehr groß war. Alle nachher getroffnen Anstalten Dudiths, eine zweite Gesandschaft auf den polnischen Reichstag, an deren Spitze der Breslauische Bischof Martin Gerstmann stand, mehrere heimliche Verbindungen gegen Bathori, waren vergeblich, die bereits geschehne Wahl rückgängig zu machen. Es konnte nicht fehlen, daß ein solches Verfahren den neuen König von Polen sehr beleidigte. Er hatte daher kaum seine Regierung angetreten, so empfingen Dudith und alle Anhänger der Kaiserlichen Parthei die Weisung, die polnischen Lande zu verlassen. Dudith begab sich nach Bielitz, im östreichischen Oberschlesien, wo er den Tod Kaiser Maximilian II. erfuhr und bald darauf seinen bisher geführten Gesandschaftsposten niederlegte. Von jetzt an lebte er im Privatstande, hielt sich anfänglich in einer von ihm erkauften Herrschaft Paskau in Mähren, zuletzt aber aus einer besondern Vorliebe für diese Stadt zu Breslau auf, wo er im Schooße seiner Familie und fern von dem Geräusch

des

des Hoflebens die letzten Tage seines Lebens den Wissenschaften widmete. Er kam im Jahre 1579 hierher und schrieb seitdem mehrere kleine, zum Theil noch vorhandne Schriften, vermischten Inhalts. Nur kurze Zeit, einer in Mähren ausgebrochnen Pest wegen, verließ er im Jahre 1582 diese Stadt, kehrte aber, da die Gefahr vorüber war, bald wieder dahin zurück. Er starb auch nicht lange darauf in ihren Mauern den 23. Febr. 1589 und ward in der Hauptkirche zu St. Elisabet ganz still beerdigt. Seine hinterlaßne zweite Frau errichtete ihm daselbst neben dem hohen Altar, ohnweit seiner daselbst befindlichen Grabstätte ein aus schwarzem Marmor gehau'nes und sowohl mit seinem als auch mit ihrem Wappen geziertes Grabmal, *) das noch jetzt vorhanden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Hechingisches Latein.

Man sprach ehemals in den Schulen, namentlich der Jesuiten, sehr schlecht Latein, das darinn bestand,

*) Es hat folgende Inschrift: D. O. M. S. Andreae Dudithii ab Horehovicza dno in Smigla antiquiss. prosapia virtute singulari eruditione multijuga. Divertissimarum lingvarum excellenti cognitione plurimarumque et maximarum rerum usu vere illustri et incomparabili Viro Illmo imperr. Ferdinand. I. Maximilian. II. Rudolphi II. Consiliario summis honorum tum sacris tum profanis legationibusque ampliss. apud exteros reges et dynastas maxima cum laude perfuncto chariss. omnibus adverso nomini cunctis admirationi marito ex optatissimo atque desiderantiss. suo et liberorum nomine multis cum lacrymis posuit Elisabetha ex illustri et ampliss. Sboroviorum familia oriunda quae ut in hac vita cum dulciss. conjuge per annos X. conjunctissime vixit ita ne mortuum quidem deserere sed cum eodem in eodem sepulchro quiescere voluit. Vixit maritus a. LVI. D. VII. obiit. Breslae XXIII. Febr. MDLXXXIX.

bestand, daß man entweder solche Constructionen bildete, die nur im Deutschen statt finden, oder den deutschen Wörtern lateinische Endigungen gab, oder die nur unter den deutschen üblichen Redensarten wörtlich ins Lateinische übersetzte. Ein solches Küchenlatein nannte man gewöhnlich Hechingisches Latein. Schon zu Luthers Zeiten hatte es diesen Namen. Von dem Ursprunge dieses Namens giebt Philipp Melanchthon in einem seiner Briefe folgenden Grund an: „Als der französische Gesandte zu Costnitz eine Rede an den Kaiser Maximilian hielt, sagte sein Prinz Philipp zu Friedrich, dem Churfürsten von Sachsen: Friederice, hic vir est eloquens. Ein Graf von H**** wollte auch zeigen, daß er Latein verstünde und antwortete dem Gesandten: „Domine Legate, vos debetis venire post carnisprivium. Diese Worte, die mit einer Donnerstimme ausgesprochen wurden, misfielen dem Philipp, daß er den nehmlichen Churfürsten fragte: Quale est hoc latinum? Der Churfürst lehnte die Antwort auf eine feine Art von sich ab und verwies ihn an den Wirtembergischen Canzler, George Lamparter, welcher sagte: das ist Hechingisches Latein. Wo lernt man dieses? fragte Philipp. Der Canzler erwiederte: dieser Graf besitzt eine Stadt Namens Hechingen, wo sehr grobe Leinewand gewebt wird, da ist auch sein Latein gewebt. Von dieser Zeit an hat man das barbarische Latein, Hechingisches Latein genannt." *)

Caspar Bucher, ehemals Professor der Beredsamkeit zu Tübingen, erzählt den Ursprung dieser Benen-

*) S. Epistola Melanchth. ad Joach. Rungium 1560. p. 129.

Benennung auf eine andre Weise und sagt: „Der Papst schickte einst an Eberhard, Herzog zu Würtemberg einige Gesandten aus Italien, welche D. Hechinger, sein damaliger Kanzler in einer lateinischen Rede bewillkommnen sollte. Hechinger fing darauf seine Rede in einem für die Gesandten unverständlichen Dialecte folgendergestalt an: Ceilsissimus Eillustrissimus noaster prainceps einteilleixit etc. Die Italiener erklärten, daß sie das nicht verstünden und ein Andrer zu ihnen reden möchte. Man schlug darauf dem Herzog einen tübingischen Studenten, den Reuchlinus, vor, Hechingers Famulus, der ein guter Lateiner war und sogleich die Gesandten in einer herrlichen lateinischen Rede aus dem Stegereif und mit einer so schönen Aussprache bewillkommte, daß alle Anwesende erstaunten; und die Gesandten in Gegenwart des Herzogs sagten: wahrlich, dieser Famulus sollte der Doctor und der Doctor der Famulus seyn." (S. Flögels Geschichte des Burlesken. S. 192.)

Elegie

auf den Dichter Hölty.

Früh empor in jene Lichtgefilde
　　Heim in's ferne Vaterland der Ruh,
Floh Dein Geist der Erde Luftgebilde
　　Gieng der Heimath beß'rer Welten zu!
Lebe wohl, Geliebter! sieh' hernieder,
　　Sieh' die Thräne hier in unserm Blick,
Nie kehrst Du, o Sänger, je uns wieder,
　　Nie — Dich lohnte Gott durch höh'res Glück.

Deiner Saiten sanftes Beben tönte
  Wie das Zephyrlispeln in dem Hain,
Dieser Welt entrissen oft man wähnte,
  In dem Chor der Seeligen zu seyn; —
Deine Seele sprach aus Deinen Liedern
  Denn Natur gab Dir ein mildes Herz
Nie, ach nie gab es wohl einen biedern,
  Frömmern Jüngling! — Unser bleibt der Schmerz.

Selten lieh die holde Mutter Erde
  Einem Sterblichen mehr Zartgefühl,
Seelengröße sprach aus der Geberde,
  Aus der Lyra Ton, Dir Halmenspiel!
Deine Töne werden dann noch hallen
  Wenn schon längst uns graues Moos bedeckt,
Deine sanften Lieder noch erschallen
  Wenn der Engel zum Gericht uns weckt.

Oft noch in dem Abendstrahl der Sonne,
  Werden holde Mädchen Kränze weihn
Ihrem Sänger, der in sel'ger Wonne
  Nieder blickt, wenn sie ihm Blumen streun.
Oefter noch wird in den Blüthenhainen,
  Wenn der Mond durch Silberschleier blickt,
Manche Seele um den Jüngling weinen,
  Der durch sanfte Lieder sie entzückt.

Der Natur, und jeder schönen Tugend
  Heiligtest Du stets Dein Saitenspiel
Walltest froh durch Deines Lebens Jugend,
  Bis die Hülle Deines Körpers fiel.
Wie Dein Leben klangen Deine Saiten,
  Lieb' und ew'ge Freundschaft tönten sie,
So Dein Geist, erfüllt mit Seligkeiten
  Siegte über Sorgen, Angst und Müh'.

Dort

Dort umgeben von des Ew'gen Wonne,
Wardst Du Bürger einer lichtern Welt.
Ewig glänz'st Du, eine milde Sonne,
Die in sanfter Schöne sich erhält;
Auf den Fittigen der Liebe eilen
Einst entgegen Dir der Freunde Chor
Um die Seligkeit mit Dir zu theilen
Die ein großer Gott für uns erkohr! —

Wenn dann Voß und Stollberg auch entgegen
Schweben Dir im seeligen Verein,
O dann wird des Himmels voller Segen,
Euch zu Brüdern ew'ger Welten weihn.
Niedersinken werd't ihr mit Entzücken,
Engel horchen bey der Lyra Spiel,
Engelmienen werden freundlich blicken,
Daß ihr so errangt des Lebens Ziel! —

Carl Rbgr.

Die Judensteuer in der Türkey.

Die Juden zahlen in der Türkey, ausser den gewöhnlichen Abgaben des Landes, noch ein ansehnliches Geld, das zur Bestreitung der Kosten für die Gezelte des Großsultans bestimmt ist, welches folgenden Ursprung haben soll. Im vorigen Jahrhundert geriethen einige Juden in Constantinopel mit verschiednen Türken daselbst in einen Streit über das zukünftige Leben. Die erstern behaupteten, ihre Nation wäre die einzige, welche an jenem Tage zum Besitze des Paradieses gelangen würde. Die Türken legten ihnen darauf die Fragen vor: wenn dies eure Meinung ist, so sagt uns doch, wo werden wir

denn bleiben? Die Juden hatten die Dreistigkeit nicht, zu sagen, daß die Türken gänzlich davon ausgeschlossen seyn würden, sondern sie antworteten nur: ihr werdet ausser den Grenzen des Paradieses euern Platz bekommen und von fern unsrer Glückseligkeit zusehen. Dieser sonderbare Streit kam vor den Großvezier, welcher, da er bei dem geringsten Vorwande die Juden mit mehrern Abgaben zu drücken suchte, diese Gelegenheit ergriff und sagte: „weil ihr es denn so bestimmt erfahren habt, daß wir Muhamedaner und unser Großherr in jenem Leben ausser den Mauern des Paradieses sich aufhalten werden, so ist es billig, daß ihr uns schon hier mit Gezelten versorgt, damit wir dort nicht unter freyem Himmel leben dürfen. Dem regierenden Sultan gefiel dieser Einfall so ungemein, daß er auf der Stelle den Befehl zur Erlegung eines Tributs ertheilte, der seiner Schatzkammer alle Jahre ein beträchtliches Einkommen verschaffte.

Ueber Bücher und Schriftsteller.

Es giebt Bücher, wie Menschen, deren die Welt nicht werth ist. Beide haben einerlei Schicksal.

Einen Autor wünscht ich unsichtbar in folgenden Situationen zu sehen:

1. wenn er den Gedanken das Buch zu schreiben, empfangen hat,
2. wenn er die Dedication und Vorrede schreibt,
3. wenn er mit dem Buchhändler accordirt,

4. wenn

4. wenn er das erste gedruckte Exemplar empfängt;
5. wenn er die erste gute oder schlimme Recension davon liest.

Dann ihn nicht kennen lernen, er müßte der größte Heuchler oder ich der größte Dummkopf seyn.

Ohne innerlichen Beruf Freundschaft machen, sich verheirathen, dichten, ist schlimm; aber noch schlimmer, ohne innerlichen Beruf — Schriftsteller werden zu wollen.

Das beste Recept bald berühmt und bald vergessen zu werden, ist folgendes:

1. Schreib ein Büchelchen von etwa 20 Bogen.
2. Dedizir's einem Fürsten — besser, einem Bibliothekar.
3. Verachte in der Vorrede Lob und Tadel aller, zween oder drei Tongeber angenommen.
4. Sag' was unsinniges — aber sag's witzig.
5. Citir' die Modeschriftsteller.
6. Gieb Hiebe, zween oder drei verschrienen Autoren.
7. Schmeichle beiläufig darin den gelesensten Journalen.
8. Gieb's einem berühmten Buchhändler.
9. Druck's auf holländisch oder Velinpapier.
10. Send' Exemplare mit freundschaftlich demüthigen Inschriften an alle Recensionsinstitute franco und elegant gebunden.
11. Bespöttle die Religion und du wirst — Wunder sehn.

Nicht

Nicht die Menge der Leser; die Menge, die Dauer und die Güte der Wirkungen entscheidet den Werth eines Buchs.

Fragen, wenn ich ein Buch lese. Giebt mir ein Autor, reine Wahrheit, wie er sie wirklich gesehen und gefühlt hat? Giebt er mir wichtige nützliche Wahrheit? Giebt er sie mit gefälliger Miene und mit vertraulicher Hand? —

X. Y. Z.

Auflösung der Charade im vorigen Stück.
Armbrust.

C h a r a d e.

Der Hang, der in Dir Lust, Begier erregt,
Der Dich zur Liebe bald und bald zum Haß bewegt.
Der hier Dich handeln macht, dort leiden,
Mein Erstes nennet, Freund, Dir ihn.
Wie nützlich sind Dir meine letzten Beiden
Wenn Deine Lieben von Dir ziehn;
Das Ganze sey bey allem Thun und Lassen
Stets edel, gut und rein,
Dann wird kein Freund der Jugend je Dich hassen,
Und hohes Selbstgefühl in Deinem Busen seyn.

Dieser Erzähler wird alle Sonnabend in der Buchhandlung bey Carl Friedrich Barth jun. in Breslau ausgegeben, und ist außerdem auch auf allen Königl. Postämtern zu haben.



Liegnitz